

Schatten der Vergangenheit

Alisha White ist eine Lehrerin an der Clearwater High. Auf den ersten Blick eine ganz normale Frau. Doch was liegt hinter ihr? Was hat sie durchgemacht? Ich habe mir vorgenommen, diese Fragen zu klären ...

„Okay, dieser Scott lebt in Großbritannien, in einer Wohnung in London und arbeitet in einem Modegeschäft.“, fasste ich zusammen, „Ich soll ihn euch bringen, weil er euch das Geld nicht gezahlt hat und dann kriege ich meine Belohnung.“

Mein Gegenüber nickte.

„Den Flug bezahlt ihr?“, erkundigte ich mich.

„Flug?“, fragte er etwas spöttisch, „Wozu bist du denn eine Wandlerin?“

„Wenn ich schwimme, brauche ich ewig und ich glaube nicht, dass Briten gern auf Wandlern reiten“, erwiderte ich. Mein Freund konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

„Du hast Humor“, stellte er schmunzelnd fest, „Doch das hilft uns nicht weiter. Du kannst fliegen, aber nicht in der ersten Klasse. Ich buche sofort für morgen Abend, der Nachtflug ist bestimmt noch nicht ausgebucht. Und jetzt pack deine Koffer“

Seufzend verließ ich den Raum. Bevor ich meine Sachen packen würde, musste ich mich erst ausruhen. Schließlich war meine letzte Reise anstrengend genug gewesen. Außerdem musste ich mir nochmal einen Kratzer neu bandagieren, den ich mir geholt hatte als ich mich mit meinem Arm in einem Dornengebüsch verhakt hatte. Der Verband war längst zerfleddert und an einigen Stellen sickerte das Blut schon heraus. Ich stieg in mein Auto und fuhr los.

In meinem Hotelzimmer angekommen ließ ich mich auf einen Sessel fallen und starrte aus dem Fenster. Ich fühlte mich auf einmal furchtbar leer. Mein Blick fiel wieder auf meinen Arm und ich fragte mich, ob ich das Richtige tat. Zwar verspürte ich in mir noch eine große Lust zu reisen, aber ich merkte, wie sehr mich das belastete. Zu jeder Tageszeit war ich müde und erschöpft von meinen Einsätzen bei Nacht. Außerdem trug ich oft Schrammen oder kleinere Verletzungen von meinen Reisen davon, von denen einige Narben werden würden. Ich wickelte einen neuen Verband um meinen Arm. Der Gedanke, dass ich den falschen Weg genommen hatte, ließ mich nicht los. Außerdem fragte ich mich immer öfter, was mit den Leuten geschah. Ich war zwar glücklich, aber ich erinnerte mich noch gut an die Worte meiner Eltern, die sie mir gesagt hatten, bevor ich zu den Menschen gezogen war. Ich sollte mir einfach einen sicheren, ruhigen Job an Land suchen. Aber meine Abenteuer und mein Sinn für Gefahr hatten mich auf einen anderen Weg geführt. Jetzt hatte ich alles, was ich mir wünschte. Jeder Schritt ein Risiko und dabei tat ich meinen Freunden auch noch einen Gefallen. Ja, das entsprach zwar nicht dem Wunsch meiner Eltern, aber für mich war es optimal. Ich schüttelte meine lästige Nachdenklichkeit ab und ließ mich tief in den Sessel sinken. Wenige Augenblicke später döste ich ein.

Das Klingeln meines Handys weckte mich. Ich schreckte hoch und schaute auf das Display. Es war Victoria.

„Hi Victoria“, sagte ich und stand mit schmerzenden Gelenken auf.

„Hi“, setzte sie an und ich merkte sofort, dass sie ziemlich aufgeregt war, „Du glaubst nicht, was passiert ist“

„Was denn?“, fragte ich, während ich mir einen Tee kochte.

„Morgen Abend eröffnet ein italienisches Restaurant“

„Noch eins?“, wollte ich müde wissen.

„Nein, ich meine *das* italienische Restaurant“

„Und was ist jetzt so besonders daran?“, erkundigte ich mich mit eher zurückhaltendem Interesse.

„Na, das italienische Restaurant, wo ich meinen neuen Job habe“

„Oh, *das* Restaurant“, bekräftigte ich und füllte den Tee in eine Tasse.

„Ich wollte fragen, ob du vielleicht vorbeikommen willst“, quietschte sie voller Vorfreude.

Mein Herz wurde schwer, als ich hörte, wie sehr sie dem Ereignis entgegenfieberte. Meine Freundin

war schon oft aus ihren Jobs geflogen, aber bei diesem, so hatte sie berichtet, war sie sicher, dass sie es besser machen würde.

„Victoria“, begann ich und stockte. Ich konnte sie nicht nochmal enttäuschen. Schon oft musste ich sie wegen meinen Verpflichtungen bei meinen Wandlerfreunden hängen lassen. Im Gegensatz zu mir hatte sie keine zweite Gestalt und dachte, dass ich bei einer Fluggesellschaft arbeitete. Wenn ich mal wieder zu einem Einsatz musste, erzählte ich ihr meistens, dass ich eine Geschäftsreise hatte. Doch diesmal war etwas anders.

„Ja?“, fragte sie erwartungsvoll.

„Ich ...“, begann ich und es kostete mich viel Mühe, die nächsten Worte auszusprechen, „Ich bin leider morgen Abend auf Geschäftsreise“

„Oh, okay“, sagte sie leise und ich hörte, wie Trauer in ihrer Antwort mitschwang.

Dann legte sie auf. Ich griff zu meiner Tasse, doch der Tee war eiskalt.

Genervt schleifte ich meinen Koffer durch den überfüllten Flughafen. Ich hielt kurz an einem Kiosk an, um mir ein Buch zu besorgen. Es fiel mir leichter zu fliegen, wenn ich etwas las. Ich erinnerte mich, wie ich mit weit aufgerissenen, vor Freude glänzenden Augen durch den Flughafen lief und aufgeregt die großen Flugzeuge betrachtete. Das war nun vorbei. Eigentlich war ich ziemlich schlecht gelaunt, weil ich meine Freundin im Stich ließ. Nun war ich am Gate und setzte mich auf einen Stuhl. Ich holte mein Buch raus und begann zu lesen. Als ich allmählich durstig wurde, nahm ich eine Wasserflasche aus meinem Rucksack und trank einen Schluck. Danach stellte ich die Flasche auf einen kleinen Tisch und vertiefte mich wieder in mein Buch. Aber da war noch diese Frau. Sie saß neben mir, uns trennte nur ein Tisch. Und anscheinend hatte sie etwas gegen mich.

„Könnten Sie bitte ihre Flasche da wegnehmen, das ist schließlich keine Ablage“, begann sie und traf damit genau den Ton, der mich aggressiv machte.

„Ein Tisch ist sehr wohl eine Ablage“, fauchte ich zurück und bemerkte, dass ein amüsiertes Funkeln in ihren Augen lag. Anscheinend machte es ihr Spaß, mich zu ärgern. Einige Leute waren einfach so leicht zu durchschauen.

„Außerdem atmen sie zu laut“, meckerte sie weiter, „Ich muss mich konzentrieren“

„Darauf mich zu nerven“, ergänzte ich mit einem kalten Blick.

„Ich habe noch nie jemanden gestört“, lehrte sie mich mit einer ebenso kühlen Geste.

„Es gibt immer ein erstes Mal“, murmelte ich und heftete meinen Blick krampfhaft auf das Buch. Ich musste mich wirklich zurückhalten, diese feine Dame nicht ernsthaft zu verletzen.

„Gibt es etwas, dass sie mir mitteilen wollen?“, fragte die Frau und nahm mir damit meinen letzten Nerv.

„Ja, und zwar, dass sie sich wo anders hinsetzen sollen. Ihre bloße Anwesenheit ist unerträglich für mich“

„Wenn Sie mich nicht leiden können, müssen Sie sich woanders hinsetzen“, erklärte sie zischend,

„Und das mit der unerträglichen Anwesenheit beruht auf Beidseitigkeit.“

Wutschnaubend starrte ich sie an. Meine Hände zitterten vor Versuchung, der Frau Schmerzen zuzufügen. Wenn ich mich nun verziehen würde, würde ich Schwäche zeigen. Also blieb ich einfach sitzen und rührte mich nicht. Die Dame blieb ebenfalls, wo sie war, und wir tauschten nur feindselige Blicke.

Plötzlich begann sie wieder zu nörgeln: „Ihr Koffer ruiniert meine Sicht. Sie natürlich auch.“

Damit übertrat sie die Grenze. Sie hatte es geschafft mich unglaublich zu nerven. Wer mich nervte machte einen großen Fehler. Aber ergeben wollte ich mich auch nicht.

„Sie sind einen Schritt zu weit gegangen. Das werden sie bereuen. Raten Sie mal, wer vor Ihnen steht?“

Ich ließ sie gar nicht erst eine weitere Beleidigung aussprechen, sondern redete gleich weiter: „Ich war bei der Marine. Und ich glaube nicht, dass sie sich jetzt noch mit mir anlegen wollen“

„Sie machen mir keine Angst“, wisperte sie gefährlich.

„Geht mir genauso“, erwiderte ich trocken. Für einen Moment erkannte ich, wie Verwirrung über meinen ruhigen Ton in ihren Augen aufflackern und genau diesen nutze ich. Ich schnappt mir

blitzschnell ihr Handtasche und schleuderte sie in eine große Mensentraube am anderen Ende der Halle. Ich konnte mir ein spöttisches Lächeln nicht verdrücken als die Frau mir noch einen giftigen Blick zuwarf und dann hinter ihrer Tasche hereilte. Die würde sich nie wieder mit mir anlegen. Zufrieden bemerkte ich, dass man bereits in das Flugzeug steigen konnte und ging mit meinem Koffer und meinem Rucksack hinein.

Nur ein paar Minuten später saß ich auf meinem Sitz und las mein Buch. Ich wünschte mir einfach eine ruhige Reise, aber davon konnte ich nur träumen. Denn schon nach einer halben Stunde rief Victoria an. Überrascht schnappte ich nach Luft und nahm den Anruf an. Niemand sagte ein Wort. „Victoria“, begann ich, doch mehr bekam ich nicht raus. Sie sagte immer noch nichts. Leise hörte ich, wie sie keuchte. Und konnte vor meinem inneren Auge sehen, was gerade bei ihr geschah. Ich wusste, dass sie nur schwer die Tränen zurückhalten konnte.

„Es tut mir so leid“, platze es aus mir heraus, „ich wollte dich nicht schon wieder hängen lassen. Aber du weißt, dass ich ohne die Arbeit nicht über die Runden komme.“

„Ich bin dir also egal“, schlussfolgerte sie. Sie klang überraschend feindselig.

„Niemals“, verteidigte ich mich.

„Klar, deswegen rufe ich dich immer an, aber du mich nicht“, entgegnete sie ärgerlich, „Wenn dir alles wichtiger ist als unsere Freundschaft, können wir ja einfach nicht mehr Freundinnen sein. Du scheinst dich ja eh nicht dafür zu interessieren, wenn du nicht mal mehr weißt, wo ich arbeite.“ Ich hatte meine Freundin noch nie so wütend erlebt. Sie war sonst immer gut gelaunt und freute sich über jede Kleinigkeit. Wir passten gut zusammen, da sie mich immer mit ihrer positiven Einstellung aufheiterte und ich sie oft tröstete, wenn sie mal wieder irgendetwas vergeigt hatte. Ein perfektes Team. Aber nun schien der Schein zu trügen. Fühlte sie sich wirklich so vernachlässigt von mir?

„Ich habe eben gerade viel zu tun. Und es tut mir wirklich leid. Nächstes Mal werde ich da sein“, versprach ich.

„So wie du es mir die letzten fünf Male versichert hast?“, erkundigte sie sich verärgert, „Soll ich dir nochmal glauben und nochmal enttäuscht werden? Eine richtige Freundin hält ihre Versprechen.“

„Victoria, hör mir zu, wenn dir wirklich so viel an einer treuen Freundin liegt, musst du dir eine andere suchen. Ich weiß nicht, wann ich arbeiten muss und wann nicht. Es ist mein Job zu reisen.“, erklärte ich ihr, ohne zu versuchen meinen Groll zu unterdrücken.

„Wird ja nicht schwer jemanden zu finden, der mehr Zeit für mich hat“, lästerte sie und legte auf. Es fühlte sich an, als wäre die Welt für mich zusammengestürzt. In meinen Ohren verklangen noch die Anschuldigungen, die sie mir vorgeworfen hatte. Wie eine dunkle Wolke schob sich ein bitterer Verdacht in meinen Kopf: Ich war wirklich eine schlechte Freundin.

Die düsteren Gedanken verfolgten mich noch bis in mein Hotelzimmer in England. Der Flug war ziemlich anstrengend gewesen, da es oft Turbulenzen gegeben hatte und mein Buch unglaublich langweilig gewesen war. Nun packte ich meinen Koffer aus. Als ich einen Blick in den Spiegel warf zuckte ich erschrocken zurück. Unter meinen Augen waren dunkle Augenringe und meine Frisur war total verrutscht. Von dem unruhigen Nachtflug war ich vollkommen geplättet und mein Magen knurrte. Aus dem Hotelrestaurant holte ich mir ein Brötchen und nachdem ich es gegessen hatte, ging ich zum Pool. Mit neidischem Blick musterte ich die Leute, die darin herumschwammen. Ich hatte Angst, ich könnte mich versehentlich verwandeln. Aber ich gab der Versuchung nach. Langsam näherte ich mich dem Rand des Beckens und testete mit einem Finger die Temperatur. Das Wasser prickelte angenehm auf meiner Haut und ich tauchte meine ganze Hand hinein. Langsam blickte ich mich um und fasste einen Entschluss. Ich musste ins Meer.

Gefüllt mit Vorfreude sah ich aus dem Fenster des Taxis und betrachtete mit geweckter Neugier die in der Sonne glitzernden Häuser, die an mir vorbeizogen. Ich war lange nicht mehr so glücklich gewesen und erst jetzt wurde mir klar, wie sehr ich das Wasser vermisst hatte. Viele Erinnerungen verbanden uns. Je näher das Taxi dem Ziel kam, desto aufgeregter wurde ich. Und dann waren wir da. Aufgeregt riss ich die Tür auf und stürmte los. An der Stelle, an der das Wasser in leichten Wellen auf den Sand schwappte, blieb ich stehen und genoss einen Moment die Wärme der Sonne und den Anblick des

funkelnden Meeres. Mit einem kurzen Blick versicherte ich mir, dass niemand da war und glitt ins Wasser. Mit kräftigen Schwimmszügen entfernte ich mich vom Ufer und verwandelte mich. Meine Arme und Beine wurden zu Flossen, ich wurde immer größer und schließlich war ich ein Orca. Glückselig tauchte ich ins erfrischende Wasser und schoss in Richtung Meeresgrund. Kurz vor dem sandigen Boden hielt ich an und ließ mich etwas treiben. Als ein unaufmerksamer Lachs an mir vorbeischwamm, konnte ich meine natürlichen Instinkte nicht zurückhalten und erledigte ihn mit einem schnellen Biss. Fischflocken trieben durchs Wasser und zufrieden machte ich mich daran, ihn zu verspeisen. Dann begann ich den Weg zurück an die Oberfläche, um etwas Sauerstoff zu atmen. Als ich meinen Kopf aus dem Wasser streckte, zuckte ich zusammen. Schließlich hatte ich noch eine Mission zu erledigen.

Aus meinem Zimmer holte ich kurz meinen Rucksack, in den ich das Nötigste packte. Mit einem gehetzten Blick auf meine Uhr stellte ich fest, dass ich mich beeilen musste, also stieg ich in das Taxi und gab dem Fahrer die Adresse für das Kaufhaus. Die Fahrt war kurz und nach nicht mal zwanzig Minuten stand ich vor dem Gebäude. Es war ziemlich groß und hatte mehrere Stockwerke. Etwas entmutigt, da das eine lange Suche werden konnte, ging ich hinein und meine Augen weiteten sich. Anscheinend hatte der Laden eine Parfümabteilung, in die ich geradewegs hineingelaufen war. Meine Augen trännten von den intensiven Düften und mir wurde schwindelig von dem schweren, zuckersüßen Geruch. Schnell stolperte ich die Treppe hoch ins erste Stockwerk, das die Kinderabteilung war. Über mir schwirrten ferngesteuerte Helikopter und Raketen. Ich stürmte weiter und hatte Sorge, von einem Spielzeugflieger angefliegen zu werden. Mit dem Blick auf die Decke geheftet schritt ich weiter und stieß dabei mit einer Frau zusammen, die einen Haufen Kuscheltiere trug, die ihr das Sichtfeld verdeckt hatten. Sekunden später lag ich auf dem Boden und wurde unter den Plüschfreunden begraben. Wütend kämpfte ich mich aus den Tierchen hervor und fuhr die Dame an: „Können Sie nicht aufpassen?“

„Sie nehmen mir die Worte aus dem Mund“, antwortete diese und ich stutzte.

Diesen scharfen Charakter kannte ich und bei genauerem Hinsehen war ich mir sicher. Es war die Nervensäge vom Flughafen. Stöhnend stand ich auf und wischte mir ein paar Stoffreste von der Hose. Das letzte was ich mir wünschte, war eine Konversation mit dieser Frau.

„Ich wünschte Sie hätten aus der Lektion am Flughafen etwas gelernt.“, zischte ich, „Oder soll Ihre Tasche diesmal durchs Fenster fliegen?“

„Meine Tasche wird gar nicht fliegen“; erwiderte diese kurz angebunden.

„Und warum nicht?“ Die Dame wusste ja nicht, dass ich eine Wandlerin war.

„Einige Leute sind einfach zu dumm, um die einfachsten Dinge zu begreifen“; seufzte diese, hob meinen Rucksack auf und schleuderte ihn mit aller Kraft in einen Berg Kuscheltiere. Der wackelte und ich wurde zum zweiten Mal an diesem Tag von einer Plüschlawine überrollt. Doch diesmal stand ich nicht auf. Ich wartete erst ein paar Minuten und ärgerte mich über das Pech, das mir gerade widerfuhr.

Als ich mich wieder gefasst hatte schlenderte ich zu einem Mitarbeiter.

„Ich suche einen ... ähm ... einen Bekannten von mir. Er heißt Scott und ich weiß nicht in welchem Stockwerk er arbeitet. Könnten Sie mir weiterhelfen?“, erkundigte ich mich.

„Scott?“, fragte der Mann, „Also der arbeitet im Stockwerk über uns. Aber wenn ich Sie wäre, würde ich mich nicht in seine Nähe trauen, er ist griesgrämig wie immer.“

„Kein Problem, ich kenne mich mit solchen Menschen aus“; antwortete ich grimmig und stapfte die Treppen in den dritten Stock hinauf. Ich wollte mir wirklich nicht ausmalen, was mich dort erwartete.

Es war eine Weinabteilung. „Guten Tag“, ertönte eine Stimme von der anderen Seite des Raums. Eilig blickte ich mich um. Niemand war in der Abteilung, außer Scott und mir. Triumph breitete sich in mir aus. Endlich konnte ich meine Mission abschließen. Lächelnd ging ich auf Scott zu.

„Sie sind Scott, richtig?“, fragte ich beiläufig, während ich scheinbar interessiert einen Wein musterte.

„Ja, der bin ich“, erwiderte er.

„Ich suche einen Wein“, begann ich, „Einen aus England. Am besten einer hier aus London, der kriminell ist“

Sein alarmierter Blick streifte mich, dann stürzte er los. Ich hatte mich bereits darauf eingestellt, das er fliehen würde und postierte mich vor der Tür. Fluchend fuhr Scott herum und schaute sich suchend nach einem anderen Ausgang um. Während er noch suchte, sprang ich vor und versuchte, ihm die Arme auf den Rücken zu drehen. Aber er reagierte schnell und drehte sich, bewaffnet mit einer Weinflasche, zu mir um. Ich schnappte mir ebenfalls etwas von dem Traubensaft und wir drohten uns gegenseitig. Plötzlich hörte ich, wie die Weinflasche meines Gegners auf dem Boden zersplitterte und sah, wie seine geballte Faust auf mein Gesicht zuraste. Ich war zu langsam, um auszuweichen und seine Hand traf meine Nase. Der Schmerz durchzuckte mich unerwartet und ich wurde wütend. Mit ein paar gezielten Tritten zog ich ihm die Beine weg und ein dumpfes Knallen verriet mir, dass er gefallen war. Zufrieden ging ich in die Knie und legte Scott Handschellen an. Ich wollte gerade die Einkaufstasche aus meinem Rucksack ziehen, da stockte ich. Die nervige Dame hatte ihn ja weggeschmissen und ich hatte ihn in all der Aufregung vergessen. Ärgerlich wischte ich mir mit dem Ärmel etwas Blut von der Nase, das in heißen Tropfen über mein Gesicht lief.

„Suchen Sie etwa das?“, hörte ich jemanden sagen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man so viel Pech haben konnte. Wieso musste diese Nervensäge genau jetzt auftauchen?

„Geben Sie mir sofort meinen Rucksack zurück“, befahl ich kalt.

„Sieht das nicht etwas kriminell aus, was Sie da machen?“, bemerkte die Frau genauso eisig.

„Sie können es wirklich nicht lassen, sich in die Angelegenheiten anderer Leute einzumischen“, stellte ich fest und blickte sie warnend an. Das war kein Spiel mehr.

„Das geht mich sehr wohl etwas an“, berichtete sie und bewunderte mit selbstverliebtem Blick ihre langen Fingernägel, „Schließlich soll ich Scott doch bis heute Abend abliefern“

Ich hielt für einen Moment die Luft an. Sie war auch Kopfgeldjägerin?

„Ach, und wenn ich fragen dürfte“, fing sie an, „Was für eine Wandlerin sind Sie eigentlich?“

Mir blieb die Luft weg. Wie konnte sie so viel über mich herausfinden.

„Berechtigte Frage“, meinte ich, „Geht Sie aber nicht im Geringsten etwas an“

„Ach wirklich“, sagte sie mit einem spöttischen Blick, „Ich dachte unter Artgenossen hat man keine Geheimnisse“

„Schwertwal?“, wollte ich verunsichert wissen. Sie nickte. Wir hatten mehr gemeinsam, als mir lieb war.

„Vielleicht sollten wir das nicht hier austragen“, entschied die Dame, „ich glaube es ist besser wir gehen ins Meer.“

Diesmal nickte ich.

Ein paar Minuten später glitt ich ins erfrischende Wasser und war dankbar, dass mir das kühle Meer das Blut von der Nase spülte. Etwas nervös wechselte ich die Gestalt und sah, wie neben mir ebenfalls ein riesiger schwarz-weißer Wal aus den Fluten stieß. Sogar als Schwertwal konnte sie mich noch kühl mustern, bevor wir uns ein wenig tiefer sinken ließen. Unter der Oberfläche war es angenehm ruhig und einen Moment genoss ich die Stille und das trübe Wasser, das mich umgab. Dann fokussierte ich mich wieder auf meine Gegnerin. Ich merkte zwar, dass sie etwas größer war, als ich, aber das machte mir keine Angst.

Dann kann es ja losgehen, flüsterte sie und schoss blitzschnell auf mich zu. Ich wich aus und stieß sie zurück. Mit ihrem großen Kiefer schnappte sie immer wieder nach meinen Flossen und ich versuchte sie immer wieder wegzustoßen. Ihre Bisse wurden schneller und schneller. Ich merkte, wie meine Lunge anfang zu brennen. *Wir müssen eine Pause machen*, keuchte ich, *ich brauche Luft*.

Wovon träumen Sie denn noch so, entgegnete die Frau, aber ich merkte, dass es ihr genauso ging wie mir.

Bitte!, flehte ich erschöpft und machte mir ernsthaft Sorgen.

Wir sind keine Kinder mehr, höhnte die Dame und schob sich wie ein Schatten über mich. Ich merkte wie meine Glieder schwer wurden und sie mich weiter in die Tiefe drückte. Ich wollte schon aufgeben und mich einfach nach unten sinken lassen, als ein Bild von Victoria vor meinem inneren Auge aufblitzte. Noch einmal würde ich mein Versprechen nicht brechen. Mit letzter Kraft schwamm ich nach oben und stieß die Dame zur Seite. Entsetzt sah ich, dass mein Stoß zu stark gewesen war und

die Dame in der dunklen Tiefe verschwand. Eine unglaubliche Trauer überwältigte mich und niedergeschlagen schwamm ich zum Strand zurück. Langsam zog ich meine Kleidung an und betrachtete die Flasche, mit der alles angefangen hatte. Blind vor Kummer schleuderte ich sie ins Meer und sah, wie sie in den hohen Wellen unterging. Mein Herz zog sich zusammen, als ich die Handtasche und die übrigen Sachen der Frau sah. Wie in Zeitlupe ließ ich mich neben die Tasche fallen und zog den Personalausweis heraus. *Alisha White* stand darauf. So ein wunderschöner Name. Ich beschloss die Dinge zu vergraben. Den ganzen Abend verbrachte ich damit, das Loch auszuheben und wieder mit Sand zu bedecken. Dann sah ich zu, wie die Sonne unterging, so wie ein Teil von mir untergegangen war. Und ich versprach mir im Stillen, dass niemand erfahren würde, dass Alisha White an diesem Tag auch untergegangen war.

Die nächsten Tage waren eine einzige Qual. Zwar hatte ich sie gehasst, doch trotzdem lastete der Gedanke schwer auf mir. Ich hatte beschlossen, nie wieder einen Auftrag von meinen *Freunden* anzunehmen. Ich war mir nicht mal sicher, ob sie wirklich meine Freunde gewesen waren. Außerdem würde ich meinen Namen ändern. In Alisha White, im stillen Gedenken an die Nervensäge. Ich war mittlerweile zurück in meiner Heimatstadt und stand vor Victorias Tür. Zitternd drückte ich die Klingel und meine Freundin öffnete mir.

„Wie siehst du denn aus?“, fragte sie erschrocken und bat mich mit einer kleinen Handgeste herein. Anscheinend hatte sie bemerkt, dass immer noch Blut an meiner Nase klebte und ich unglaublich unglücklich aussah.

„Es tut mir so leid“, stotterte ich, nachdem ich mich auf ihrem Sofa niedergelassen hatte.

„Halb so wild“, versprach sie und sah mich besorgt an, „Aber was bedrückt dich wirklich?“

Worte konnten das nicht erklären. Weinend fiel ich Victoria um den Hals.

„Du kannst das nicht verstehen“, erwiderte ich.

„Doch“, widersprach sie.

Nein. Niemand würde mich je verstehen. Niemand würde jemals den Schmerz spüren, den ich spürte. Nicht nachdem, was passiert war. Niemand.